Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 166. Bromberg, den 3. Oktober 1925.

Die Flamme der Welt.

Roman von Guido Kreutzer.

11.

Auf die Sekunde zur verabredeten Zeit betrat er die Empfangshalle des Kaiserhofes. Er hatte sich schließlich sogar beeilen müssen, um es noch zu schaffen.

Martine von Laar war noch nicht da. Als er seinen Mantel abgab, fiel ihm ein, daß er sich nicht einmal umgezogen habe. Ach was — sie war nicht engherzig; sie würde darüber hinwegsehen, wenn er ihr nachmittags im blauen Straßenanzug gegenübersaß. Er brauchte nicht lange zu warten. Fünf Minuten später kam sie. Er sah sie schon, wie sie durch die Drehtür ging, eine Sekunde stehen blieb, sich flüchtig umsah. Dann entdeckte sie ihn, der aufgesprungen war und ihr entgegentrat.

Sie reichte ihm die Hand; sie schien doch ein wenig verwirrt; sie hatte über den Wangen einen leichten rosigen Schimmer. Sichtlich — dies Zusammentreffen hatte ihr Überwindung gekostet, verwirrte sie noch jetzt etwas.

Er half ihr darüber hinweg; er erkundigte sich nach dem Verlauf des gestrigen Festes, wie sie geschlafen und wie sie den Vormittag zugebracht habe.

„Vor allen Dingen, gnädiges Fräulein — ich möchte Ihnen nochmals für die Erfüllung meiner Bitte danken. Ich weiß — es ist viel, was ich von Ihnen verlangte; ich bin der Letzte, der das unterschätzt.“

„Es ist überflüssig, Herr Doktor, darüber noch zu sprechen. Außerdem — alles in mir ist nur Spannung und Erwartung, was Sie mir eigentlich so Wichtiges mitzuteilen haben. Glauben Sie, daß ich gestern abends inmitten all des Trubels fortwährend an Sie denken mußte?“

Er versetzte mit einem Lächeln, das ein wenig zu draufgängerisch war:

„Sie dachten an mich, gnädiges Fräulein? Natürlich doch nur, weil ich der Träger einer Angelegenheit war, die Sie angeht!“

„Selbstverständlich, Herr Doktor!“ . . . das klang schon wieder ein wenig kühl.

In dieser Sekunde hatte er wieder einmal die Empfindung, als sei das, was er hier beging, wonach er sich die letzten dreimal vierundzwanzig Stunden so unendlich gesehnt, nichts weiter als ein Rückfall jener Tage, die damals dem 8. Dezember folgten.

Weshalb hatte er, Torunn, das aufgenommen? Weshalb hatte er nicht die Zähne zusammengebissen und sich endgültig beschieden . . . Es wäre soviel klüger, soviel vernünftiger gewesen. Statt dessen war er drauf und dran, wieder die Kandare zwischen die Zähne zu nehmen und würde es abermals wieder büßen müssen. Aber nein — so weit kam es nicht. Noch wars Zeit, sich selbst beim Schopf zu nehmen und zurecht zu beuteln. Was für eine lächerliche Rolle spielte er überhaupt. Da waren Monate um Monate und waren anderthalb Jahre hindurch seine Gedanken und Sehnsüchte, seine Wünsche und Phantasien einer Frau nachgegangen, die er — es lohnte sich kaum, sich solcher Kleinigkeit noch zu erinnern; aber immerhin — die er damals mit eigener Lebensgefahr aus den Flammen gerettet.

Und all die weiteren Kämpfe, die die Monate danach brachten, bis das aufsässige Herz sich allmählich in die Knie zwingen ließ. Dann der blöde, ungeschickte Zufall dieses unerwarteten Wiedersehens — und sofort brauste wie ein Orkan wieder hoch, was mit Mühe und Not zum Schweigen gebracht. Und davon sollte man sich jetzt noch einmal fortreißen lassen. Sollte abermals die lächerliche Rolle eines Mannes spielen, der dem Leben einer Frau doch eigentlich viel bedeuten müßte und dessen sie sich beim besten Willen nicht mehr entsann? Nimmermehr! Von ihm, Hans Torunn, würde Martine von Laar niemals erfahren, was ihr einzig an ihm wissenswert erscheinen müßte: woher sie sich beide kannten. Er war nicht der Mensch, aus der günstigen Laune eines Zufalls, der ihm an jenem 8. Dezember die Rolle eines Lebensretters geschanzt, bedenkenlos Kapital zu schlagen. Er war nicht der Mann, sich auf heimlichen Wegen in das Herz einer Frau zu schleichen und vielleicht von einem Gefühl der Dankbarkeit zu fordern, was ehrliche Herzensneigung ihm nicht zu bieten vermochte.

Erledigt! Und Narr, der er gewesen, so Hals über Kopf nach Berlin zu fahren! Jetzt aber ließ sichs nicht mehr rückgängig machen; jetzt hieß es, sich irgendwie geschickt aus der Sache zu ziehen.

Und mitten in dies sekundenlange Schweigen hinein sagte Martine halblaut und ein wenig unsicher:

„Was ist Ihnen eigentlich, Herr Doktor! Sie machen ein so seltsames Gesicht, als entsännen Sie sich eben irgendeiner unangenehmen Sache.“

Da hätte er am liebsten ihr all seine hoffnungslose Zerfahrenheit ins Gesicht gelacht.

Und er sagte doch nur mit einem tiefen Aufatmen:

„Verzeihung, gnädiges Fräulein. Ich war im Augenblick nicht ganz auf der Höhe. Es ist schon vorüber. Jetzt seh ich wieder Ihre erwartungsvollen Augen und möchte gleich die Angelegenheit, um die es sich handelt, beim Schopfe packen.“

Und ohne noch länger zu zögern:

„Gnädiges Fräulein — an dem Abend, bevor Sie nach Berlin fuhren, baten Sie mich darum, Ihrem Herrn Vater die Einsamkeit während Ihrer Abwesenheit ein wenig zu verkürzen. Ich war selbstverständlich gern dazu bereit und fand dadurch auch Gelegenheit, ihm menschlich näher zu kommen. Sie entsinnen sich — während der letzten Tage Ihrer Anwesenheit in Warrischken wurde die Krähenhütte für Ihren Herrn Vater fertiggestellt. Als er sie am ersten Tage bezog, forderte er mich zur Teilnahme auf. Und auf dem Rückwege begann er plötzlich von Ihrem verstorbenen Bruder zu sprechen.

Doktor Torunn fuhr fort: „Eigentlich ganz unvermittelt; aus einem Zusammenhang heraus, den ich selbst nicht zu übersehen vermochte. Doch das spricht ja hier nicht mit. Es handelt sich nur um dies: — Soweit ich unterrichtet bin, ist Ihr Herr Bruder gelegentlich eines Rennens tödlich verunglückt. Das stimmt doch, nicht wahr? Und es ergab sich keine Möglichkeit, ihn auf Warrischken beizusetzen. Ich kann sehr wohl verstehen, daß dieser Gedanke und dies Bewußtsein für seine Angehörigen einen Stachel in sich trägt. Aber ich hätte niemals — verzeihen Sie, gnädiges Fräulein — niemals vermutet, Ihrem Herrn Vater würde die Tatsache so nahe gehen, daß er nicht täglich das Grab seines Jungen besuchen kann. Ich hielt ihn eigentlich für einen harten, verbitterten Menschen. Ich habe mich geirrt. Er hat das Herz eines Kindes; er ist weich, gütig und rücksichtsvoll. Und als er so ohne jeden Zusammenhang von Ihrem Herrn Bruder zu sprechen anfing, als durch seine Worte der

Schmerz hindurchklang, nicht einmal das Grab seines Jungen besuchen zu können — da tauchte plötzlich ein Gedanke in mir auf, den ich unverzüglich in die Tat umsetzen wollte. Ich mußte dazu nach Berlin, wo ich Sie wußte. Und es fand sich insofern eine unauffällige Gelegenheit, als ich am Tage vorher den Brief eines hiesigen Bekannten erhalten hatte, der ein Jahr lang fortgewesen und nach Berlin unvermutet zurückgekehrt war. Ich bat Ihren Herrn Vater um Urlaub für einige Tage; den er mir sofort bewilligte. So bin ich denn hergefahren, habe Ihnen vom Hotel aus den Brief geschickt, war in Ihrer Pension und spreche Sie jetzt."

Martine saß tief in den Klubsessel zurückgelehnt; die anfängliche leise Röte ihres Gesichts war wieder der alten Blässe gewichen. Sie atmete nur ein wenig rascher als sonst.

„Ich habe verstanden, Herr Doktor. Und darf ich nun fragen, welcher Gedanke in Ihnen aufgetaucht ist, als mein Vater von seinem toten Jungen sprach?"

„Der Gedanke, gnädiges Fräulein: — wenn Sie damit einverstanden sind, so wollen wir die Leiche Ihres Herrn Bruders nach Warrischken zum Erbbegräbnis im Rosengrund überführen lassen."

„Eine Zwischenfrage, Herr Doktor."

„Bitte?"

„Ich verstehe den inneren Zusammenhang noch nicht ganz. Sind Sie bereit, mir auf Ihr Wort zu versichern, daß diese Überführungsangelegenheit die einzige Veranlassung war, die Sie zu Ihrer unerwarteten Reise nach Berlin veranlaßte?"

Doktor Torunn hielt dem forschenden Blick gelassen stand.

„Wenn Sie mich auf mein Wort fragen, gnädiges Fräulein, dann muß ich zugeben, daß noch andere Gründe vorlagen. Nicht etwa der Brief meines Bekannten, der den Wunsch aussprach, mich nach einem Jahre der Trennung wiederzusehen; das nicht; das wäre für mich selbstverständlich keine zwingende Veranlassung gewesen. Es gab eine andere. Die jedoch ist ganz privater Natur und — ich glaube kaum, daß ich dafür Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen darf."

„Und wenn ich Sie dennoch danach frage?"

„Dann werden Sie mir gestatten, gnädiges Fräulein, Ihnen die Antwort schuldig zu bleiben."

Sie strich sich mit gedankenloser, mechanisch das Haar glättender Handbewegung eine gelöste Locke aus der Stirn.

„Ich wußte bisher nicht, Herr Doktor, daß Sie feige sind."

Da fragte er brüsk:

„Was hat Ihnen die gestrige Stimmung verdorben, gnädiges Fräulein, daß Sie sich vorgenommen haben, mit mir zu spielen? Oder wollen Sie sich jetzt an mir rächen, daß Sie sich dazu herbeiließen, mich hier zu treffen? Das wäre wenigstens eine Art von Begründung."

Und jetzt geschah es abermals, daß die Züge der jungen Martine von Laar ein jähes Rot überflog.

„Ich spiele nicht mit Ihnen; ich will mich auch nicht an Ihnen rächen für ein Zugeständnis, das schließlich meinem freien Willen entsprang. Aber, Herr Doktor, ich erinnere Sie an etwas: Als Sie unser Haus betraten, sagte ich Ihnen sofort, daß wir uns schon einmal irgendwann, irgendwo gesehen und gesprochen hätten. Sie leugneten es; doch Sie vermochten nicht, meine Überzeugung zu erschüttern. Ich habe auch darüber nachgedacht — obwohl es sich vielleicht nicht lohnt —, was Sie zu solchem Leugnen veranlaßt haben könnte. Ich fand es nicht. Und so blieb in mir ein Gefühl argwöhnischer Unsicherheit; da ich es nicht liebe, wenn Leute sich einer früheren Begegnung mit mir nicht zu entsinnen wünschen. Vielleicht erklärt Ihnen dies Mißtrauen in mir manches, was Ihnen bis heute nicht ganz verständlich erschien."

„Gnädiges Fräulein! Sie haben mir in den letzten paar Minuten Feigheit und Unaufrichtigkeit vorgeworfen. Ich kann nicht beurteilen, ob Sie in sich selbst eine Berechtigung dazu fanden. Ich möchte Ihnen nur dies darauf antworten: Wenn ich an jenem Tage, als ich Ihr Haus betrat, eine frühere Bekanntschaft leugnete, so hatte ich wohlerwogene Gründe, Gründe, die auch heute noch in gleicher Schärfe und vielleicht heute noch mehr als je bestehen. Ihr Gedächtnis täuschte Sie nicht, gnädiges Fräulein — wir kannten uns schon einmal. Glauben Sie nun nicht, daß ein junger Mensch unter dem Druck ganz bestimmter Verhältnisse und Voraussetzungen sich selbst gegenüber den Mut findet, die Bekanntschaft mit dem Fräulein von Laar zu leugnen?"

Ein jähes triumphierendes Licht sprang in ihren Augen auf.

„Ich habe mich also nicht getäuscht — wir kannten uns schon einmal! Jede nähere Erklärung lehnen Sie ab?"

„Lehne ich ab, gnädiges Fräulein!"

„Und aus welchen Gründen?"

„Nehmen Sie an — aus Gründen des ganz einfachen inneren Selbsterhaltungstriebes."

Die schmalen Frauenhände, die auf der Seitenlehne des Klubsessels lagen, zuckten. Es war eine vorüberhuschende Bewegung — dem Doktor Torunn entging sie dennoch nicht.

Und mit jener ahnungslosen gewalttätigen Schroffheit, die ihn manchmal wie ein wildes Tier anfiel und gegen die er sich einfach nicht wehren konnte, sagte er leise und nachdrücklich betont:

„Gnädiges Fräulein — mit dem, was ich Ihnen eben gestand, gebe ich Ihnen einen Vertrauensbeweis. Den Beweis meines blinden Vertrauens; daß Sie nicht Mißbrauch treiben werden mit dem, was Sie hören. Sie können — wenn ich es nicht sehe — darüber lächeln; Sie können darüber die Achseln zucken; Sie können Ihre hochmütigsten, feudalsten Prinzessinnenaugen machen; Sie können die letzten Minuten vielleicht als ein neues Glied in die Kette irgendwelcher Triumphe einreihen, die Ihnen womöglich und sogar vermutlich gewohnt sein dürften — ich hindere Sie an all dem nicht . . . Aber ich bitte und fordere sogar, daß zwischen uns von dem, was ich Ihnen gestand und was Sie sehr wohl verstanden haben, nie mehr die Rede sein wird. Ich habe eingesehen und einsehen müssen, daß Unmöglichkeiten immer Unmöglichkeiten bleiben; ich habe Jahre gebraucht, mich damit abzufinden. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich keine Ahnung hatte, in wessen Haus ich kam; ich habe mich danach tagelang mit dem Gedanken herumgeschlagen, ob ich nicht doch endlich in mir die Kräfte fände, dies Haus wieder zu verlassen.

„Es war eine schwere Zeit für mich," fuhr Herr v. Torunn fort. „Und trotzdem werden Sie am allerwenigsten verstehen, daß ich trotzdem bei der Stange geblieben bin, daß ich trotzdem nicht die letzten Folgerungen zog, ja — daß ich Ihnen sogar hierher nachgefahren bin. Gut; all dies sind Dinge, über die ich, da sie nur Sie persönlich betreffen — kein Urteil besitze. Nur das eine — ich erwähnte es bereits — fordere ich von Ihnen: — Spielen Sie nicht mit Dingen, die seelische Widersprüche in sich bergen und einen Menschen beinahe aus seiner Bahn geworfen hätten; mißbrauchen Sie es nicht, wenn ein Mann — um den Vorwurf der Feigheit und Unaufrichtigkeit von sich zu wehren — Ihnen Dinge gestand, die für Sie eine Waffe sein könnten."

Danach war eine lange Stille.

Martine sah ihr Gegenüber nicht an; ihre Augen wanderten in dem großen, von Spiegeln und riesigen Fensterscheiben durchbrochenen Raume hin und her, blieben hier und dort auf einem Gegenstande, irgendeinem ganz gleichgültigen Menschen haften, tasteten sich weiter. Einmal wandte sie sogar leicht den Kopf, als aus den Garderoberäumen hinter der Seitentür ein paar Stimmen laut wurden, und sagte plötzlich still: „Wissen Sie auch, Herr Doktor, daß ich wer weiß was darum geben würde, wenn ich endlich erfahren könnte, wann und wo unsere erste Begegnung stattgefunden hat? Und würden Sie mir glauben, daß ich dabei von landläufiger Neugier weit entfernt bin?"

„Ich glaube es, gnädiges Fräulein; aber eine Antwort gebe ich Ihnen dennoch nicht."

Da versetzte sie mit einem leisen Kopfschütteln: „Was sind Sie für ein sonderbarer Mensch! Ich glaube, wenn ich Sie in einem großen Kreise fremder Menschen, vielleicht sogar im Gespräch mit Ihnen in irgendeiner Gesellschaft oder sonstwo sehen würde — ich hätte immer die Empfindung, als ständen Sie abseits und seien nur darauf bedacht, zwischen sich und den anderen einen Abstand zu schaffen. Irre ich mich in dieser Beurteilung? Sie schütteln den Kopf. Und landläufiger Ansicht nach — wenn ein junger Mensch in Ihren Jahren auf diesem Standpunkt steht und solche Absonderlichkeiten des Charakters sich bei ihm so scharf ausprägen, dann muß man annehmen, daß schwerwiegende, weniger äußerliche, als innerliche Erlebnisse ihn soweit gebracht haben."

„Nehmen Sie also an, gnädiges Fräulein daß Ihre Vermutungen den Schein einer Tatsächlichkeit für sich haben."

„Und selbstredend sind Sie nicht gesonnen, Herr Doktor, mir anzuvertrauen, wer oder was Sie so weit getrieben hat."

Da hob er den Kopf und versetzte finster: „Gnädiges Fräulein, ich habe erst vor ein paar Minuten den Vorwurf der Feigheit abgewehrt. Ich werde Ihnen sofort den Gegenbeweis geben; den besten und bündigsten Gegenbeweis, den Sie verlangen können, indem ich Ihnen den Grund sage, der mich — so nannten Sie es eben — so weit getrieben hat. Dieser Grund sind Sie und unsere erste Begegnung."

„Das ist nicht wahr!" . . . murmelte sie leise, und ihre Augen öffneten sich in unwillkürlichem Schreck. „Das ist nicht wahr, Herr Doktor! Denn es wäre unmöglich und undenkbar, daß ich mich dann unter solchen Verhältnissen dieser ersten Begegnung nicht entsinnen könnte."

„Und Sie tun es trotzdem nicht, gnädiges Fräulein; und offen gesagt, danke ich dem Schicksal dafür. Denn es bewahrt mich vielleicht vor der Gefahr, in Ihren Augen als ein lächerlicher Mensch zu erscheinen — das Schlimmste und Demütigendste, was einem Manne widerfahren kann."

Sie hatte eine so hastige Bewegung gemacht, daß sie ihm unwillkürlich mit ihrem Sessel um Handbreite näherrückte.

„So geht es nicht, Herr Doktor. Überlegen Sie, wie unmöglich nach derartig halben Andeutungen in Zukunft unser Zusammenleben in Warrischken sein würde. Wenn Sie sich gegen den Vorwurf der Feigheit derart wehren, so beweisen Sie mir auch als Letztes, daß ich ihn unberechtigt erhob; sagen Sie mir nun auch, wann und wo wir uns schon einmal begegneten".

„Und wenn ich nie mehr nach Warrischken zurückkehren, wenn ich Sie, gnädiges Fräulein, nie mehr sehen, nie mehr sprechen dürfte — ich müßte das ertragen; ich würde es ertragen müssen. Denn dies eine, was Sie mich fragen, sage ich Ihnen nicht — nie!"

Ganz ruhig, ganz gelassen und kalt hatte er gesprochen. Doch aus seinen Worten, aus seinen Augen, die er nicht mehr zu überwachen vermochte, schlug ihr eine so jähe lodernde Leidenschaft entgegen, sprang ihr etwas wie ein Feuerstrom ins Gesicht ... — daß sie unwillkürlich die Rechte hob und sich über die Stirn strich.

Sie sagte mit gepreßtem Aufatmen: „Wissen Sie auch, Herr Doktor, daß Ihre Antwort eine grenzenlose Beleidigung einschließt?"

Wie Unruhe überflog es seine Züge. Er machte eine Bewegung, als wollte er ihre Hand ergreifen; doch auf halbem Wege zuckte die seine zurück. Und schon hatte sein Gesicht wieder den alten undurchdringlichen Ausdruck.

„Muß ich noch ausdrücklich versichern, gnädiges Fräulein, daß mir solche Absicht völlig fern liegt, ja, daß Sie mich einer Ungeheuerlichkeit und einer Unmöglichkeit verdächtigen?"

... Und dann brach bei diesem sonst so beherrschten, selbstsicheren jungen Menschen jählings das Temperament durch ... „Überhaupt, gnädiges Fräulein, quälen Sie mich nicht. Sie tun es, selbst wenn Sie kein Wort sprechen. Tun es mit diesen mißtrauischen, kühlen Augen; tun es mit der leisen Zurückhaltung, die Sie mir gegenüber stets beobachten; tun es auf tausend verschiedene Arten, von denen Sie vielleicht selbst keine Ahnung haben. Weshalb das alles? Weil es Dinge gibt, über die ich nicht mehr sprechen mag und nicht mehr sprechen kann? Glauben Sie wirklich, daß ich dies aus Sport, irgendeiner unreifen Eingebung heraus tue? Halten Sie nicht wenigstens soviel von mir, um zu glauben, daß meinem Schweigen Ursachen zugrunde liegen, die sich nicht so einfach beiseite schieben lassen? Und selbst wenn es möglich wäre — ich täte es doch nicht. Das eine wenigstens will ich mir rein und unangetastet bewahren — die Erinnerung!"

Sie schwiegen beide; sie starrten sich an; sie atmeten unstet. Und Martine fühlte etwas, was sie bis dahin nie gekannt, was sie auch jetzt nicht zu deuten wußte; ein leises, fast schmerzhaftes Rieseln, das vom Herzen aufstieg und ihr die Kehle beengte. Sie machte eine fahrige Bewegung, als sei der Kragen ihrer dünnen, weißen Seidenbluse auf einmal zu eng.

Es war eine verstörte Stille, in der tausend unausgesprochene Worte zitterten, in der tausend Möglichkeiten, tausend Entwicklungen aufblühten und lautlos wieder starben. Sie fühlten es beide unbewußt; sie hatten das schmerzhaft klare Bewußtsein; — solche Sekunde entscheidet über vieles, vielleicht über alles.

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Schreibtisch.

Skizze von Rudolf Walter Kraus-Wien.

Ich habe vor zwanzig Jahren einen neuen Schreibtisch bekommen. Ohne daß man mich gefragt hätte, ob er mir recht wäre, fand ich ihn am Tage meiner glücklich bestandenen Reifeprüfung im Zimmer stehen und mir blieb nichts anderes über, als mich für das Geschenk zu bedanken.

Vielleicht war er nicht ganz nach meinem Wunsch, aber er erfüllte seinen Zweck, war also besser als keiner, und es entwickelte sich zwischen ihm und mir sozusagen ein kleines Verhältnis. Ich freute mich über seinen freundlich grünen Stoffbelag, seine behagliche Breite und Tiefe, über die geräumigen Laden, den Bücheraufsatz und die funkelnden Messingbeschläge, war daher auch immer bedacht, daß ihm Glanz und Behaglichkeit nicht genommen würden. Er hatte allezeit den schönsten Platz meiner Stube inne: gerade vor dem Fenster zum Garten; und Staub und Grünspan wurden ihm peinlich ferngehalten.

Das war mein Treuverhältnis zu ihm. Er dafür schenkte sich mir ganz. Er ließ sich mit Büchern und Heften beladen, mit Vasen, Zigarettenschachteln, Tintenflaschen, Linealen, und nie hörte man ihn murren. Er wurde vollgepfropft mit Akten und Briefen, doch nie, daß er ein Geheimnis verriet; verschlossen blieb er wie selten ein Freund. Grollten wilde Gedanken durch mein Blut und ich schlug mit zorniger Faust auf sein Brett: er ließ es sich willig gefallen, bebte nur etwas dumpf und hohl und war gleich wieder Friede, ansteckender Friede. Es kam auch vor, daß mich Freunde aufsuchten, wo es dann in meinem Zimmerchen etwas eng wurde. Da setzte sich gewöhnlich der eine oder andere auf den Schreibtisch mitten darauf und er ächzte kaum, der brave Gefährte.

So haben wir uns in Freud und Leid, in Arbeit und Zerstreuung aneinander gewöhnt. Wenn ich längere Zeit weg war von ihm, schien es mir mitunter, als mache er sich Gedanken darüber, als gräme er sich ob seiner Verlassenheit. Einmal glaubte ich sogar, Eifersucht an ihm zu merken. Als ob er es gefühlt hätte, daß auch ich an anderen Schreibtischen saß: an viel größeren noch, mit versperrbaren Pulten, und an kleinen, zierlichen mit gedrechselten Füßen und elfenbeinbelegten Rändern.

Oder wußte er es, daß ich auch einen anderen Schreibtisch allmählich in mein Herz geschlossen hatte? Kannte er's an meinen überkritischen Blicken, mit denen ich ihn eines Tages maß? Verstand er meine heruntersetzenden Worte, die von „ausgedienten Möbeln" redeten?

Ich glaubte meiner Sache schon sehr klar zu sein. Ein Schreibtisch, ebenso behaglich, geräumig und brauchbar, wie er, außerdem aber von bedeutend edlerer Oberfläche, von mehr Glanz und Ansehen, lag mir im Sinn; ihn besitzen zu wollen, war allmählich aus Wunsch zum Vorsatz geworden, und nur noch mit der Geldtasche war zu unterhandeln.

Eines Tages sagte die Geldtasche ja und ich jubelte. Jubelte und ging treulosen Gemütes in meine Stube, um — nicht etwa um Abschied zu nehmen, nein, bloß, um nachzusehen, was denn alles in den Schreibtischladen vergraben liege; denn es müsse doch vor dem Umräumen gleichzeitig Ordnung gemacht werden!

Ich setzte mich also hin zu meinem alten Kameraden und dachte darüber nach, daß er wirklich ein alter Kamerad wäre. Fünfzehn Jahre waren seit unserem ersten Zusammentreffen verflogen! Mit aller schuldigen Liebe prüfte ich also noch einmal sein Aussehen. Das grüne Tuch war voll Tintenflecken und dort und da hatte es sogar Löcher und schleißige Stellen. Das Messing war matt, einige Schlösser widerspenstig, die Politur verwetzt und — das Schrecklichste aller Alterserscheinungen! — ein Fuß wackelte unter ächzenden Hilferufen. „Ja, altes Möbel," sagte ich, „du bist reif für den Trödler!"

Dann fing ich an, in den Laden herumzukramen. Handschriften, Briefe, Tagebücher, Bilder, gepreßte Blumen, bezahlte Rechnungen ... fünfzehn in Buchstaben, Ziffern und Linien festgehaltene Jahre stiegen da aus den Laden. Stunden höchsten Glückes und furchtbarster Verlassenheit, deren Zeuge dieser ältliche Schreibtisch da war, wurden wach, ich fühlte unsere Schicksalsgemeinschaft.

Und als ich all diese Überreste der fünfzehn Jahre nun weggeben wollte, bis der neue Schreibtisch käme, da gähnten mich die leeren Laden furchtbar traurig an. Das nackte Holz knarrte: „Gib's ihm nur, dem eleganten Nachfolger. Gib ihm aber auch den Zorn, den Eifer, die Freude, mit denen du das alles hier geborgen hast! Gib ihm die Blutwärme des Augenblicks von damals! Gieb ihm das, wenn du kannst!" —

Und ich gab's ihm nicht. Ich dachte, daß jeder, der um fünfzehn Jahre älter geworden ist, ein Anrecht auf verschabte, kahle und wacklige Bestandteile hätte und daß bei einem Schreibtisch derlei Lebensnarben leichter als etwa bei unsereinem zu heilen wären. Und ich kaufte keinen neuen Schreibtisch, sondern ließ den alten zu neuem Glanze herrichten.

Holz, Tuch und Messing lassen sich ja kaufen und auswechseln, die Seele aber nicht. Nur seiner Seele wegen habe ich meinem alten Schreibtisch die Freundschaft nicht gekündigt.

Lächeln Sie nicht, geehrter Leser! Vielleicht haben Sie einen alten Schlafrock, ein Liederbuch, eine Geige oder sonst ein geliebtes Ding. Fragen Sie es, ob ich wahr rede, daß auch ein alter Schreibtisch eine Seele haben kann!

Das Problem der Kinderlügen.

Dem in nächster Zeit erscheinenden Buche „Pädagogische Vorträge für Eltern“ von Dr. J. Prüfer (Leipzig, B. G. Teubner) entnehmen wir aus dem Kapitel „Die Kinderlüge“ einen Abschnitt, der von unabsichtlich falschen Aussagen handelt. Kreisschulrat Kluge erzählte in einem Vortrage folgendes: Ein achtjähriger Knabe seiner Klasse meldete ihm eines Tages während der Stunde, sehr aufgeregt, daß ihm sein Schieferkasten gestohlen worden sei. Vor der Stunde habe er ihn noch gehabt und sogar noch einen Bleistift herausgenommen. Sechs Kinder, die in der Nähe saßen, behaupteten steif und fest, dies gesehen zu haben. Der Knabe wurde nach Hause geschickt, um zunächst dort noch einmal nachzusehen, ob er den Kasten nicht vielleicht vergessen habe. Und richtig: der Schieferkasten stand friedlich daheim auf dem Küchenschrank. — Sogar bei Vierzehnjährigen kommen noch solche starken Erinnerungstäuschungen vor. So berichtete die „Leipziger Lehrerzeitung“ einmal folgenden Fall: An unserer Schule besteht die Einrichtung, daß ein Teil der Lehrmittel von einigen zuverlässigen Mädchen der ersten Klasse ausgegeben wird. Dieser Tage klagte mir eine der Schülerinnen (sie ist die 12. unter 47), daß ihr am Morgen der Bücherranzen aus dem Lehrerzimmer abhanden gekommen sei. Auf meine Frage, ob sie denn genau wisse, daß sie den Ranzen mitgebracht habe, sagte sie bestimmt und fest: „Ja!“ meinte auch, ihre Mutter würde, wenn sie den Ranzen zu Hause gesehen hätte, ihn sicher nach der Schule gebracht haben. Darauf fragte ich die übrigen Kinder, ob sie bezeugen könnten, daß die bewußte Schülerin den Ranzen bei sich gehabt habe. Es meldeten sich zwei. „Habt ihr genau gesehen, daß die H. den Ranzen heute früh bei sich hatte?“ „Ja!“ „Ihr wißt, daß vor Gericht die Zeugen zuweilen schwören müssen. Würdet ihr beschwören können, daß die H. den Ranzen bei sich gehabt hat, als ihr sie heute getroffen habt?“ Das eine Mädchen wurde schwankend, das andere, begabtere, antwortete bestimmt: „Ja!“ Nach der Pause wurde mir erzählt, daß auch noch andere Kinder den Ranzen in der Hand der H. gesehen hätten! Am anderen Morgen kam das Mädchen wie sonst mit dem Bücherranzen, es hatte ihn zu Hause liegen lassen.“ Wie schon erwähnt, beruhen diese Erinnerungstäuschungen meist auf ungeschulter, auf mangelnder Aufmerksamkeit. Nur was der Mensch mit Bewußtsein, nur was er im Zustand geistiger Konzentration aufgenommen hat, nur das ist wirklich Eigentum seiner Seele geworden, nur das haftet fest und klar in seiner Erinnerung. Nur darüber sollte er also Aussagen machen. Aber selbst wie wenige Erwachsene sind in der Lage, richtig und konzentriert zu beobachten und nur das zu behaupten, was sie ganz sicher wissen. Wieviel weniger erst die Kinder!

Man weiß vielfach gar nicht, wie ungenau wir Menschen beobachten und wie leichtfertig wir etwas behaupten, besonders wenn wir durch bestimmt eingestellte, sogenannte Suggestivfragen zu Aussagen veranlaßt werden. Ein Beispiel: Der Breslauer Lehrer Kosog berichtet in einer Abhandlung von folgendem Versuch, den er einmal in seiner Klasse angestellt hat: „Eines Tages legte ich vor Beginn des Unterrichts drei Gegenstände, nämlich einen Federhalter, ein Taschenmesser und ein Stück Kreide, so nahe an den Rand des Katheders, daß sie von sämtlichen Schülern deutlich gesehen werden konnten. Nachdem sich die Schüler zur Pause auf den Hof begeben hatten, entfernte ich die Gegenstände, um die Schüler vor Beginn der zweiten Stunde zu fragen, was sie in der ersten Stunde auf dem Katheder gesehen hätten. Obwohl sie nun in dieser weder mit Lesen noch mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt waren, vielmehr die Augen beständig auf das Katheder gerichtet hatten, waren die Gegenstände ihrer Aufmerksamkeit völlig entgangen; nur zwei Schüler, und zwar zwei der schwächsten, hatten das Taschenmesser bemerkt. Am nächsten Tage erprobte ich die Wirkung der Suggestion. Ich ließ während der ersten Stunde das Katheder völlig leer und stellte zu Beginn der zweiten Stunde dieselbe Frage wie am vorhergehenden Tage. Nun wollten 26 Prozent der Schüler das Taschenmesser, 57 Prozent die Kreide und 63 Prozent den Federhalter gesehen haben.“ Man stelle sich vor, daß Menschen, die so mangelhaft beobachten und (ohne jede böse Absicht) so fehlerhaft aussagen, in einer wichtigen Angelegenheit vor Gericht etwa als Zeugen verhört werden müßten. Was kann da für Schaden erwachsen! — Erziehung zur Beobachtungs- und Aussagetreue ist daher etwas, woran fast jeder Erwachsene noch zu arbeiten hätte. Vor allem aber sollen wir unsere Kinder anleiten, sich darin zu üben.

Bunte Chronik

* **Die Rache der Schwalben.** Auf einer Grieninsel des Rheins befindet sich bei Stein eine Brutkolonie von Flugschwalben. Eines Tages kam nun, so lesen wir im „Aarg. Tgbl.“, eine räuberische Krähe, um dieser die Bruten zu rauben. Kaum hatte sie sich aber auf der Insel niedergelassen, als sie auch schon von den mutigen Seeschwalben angegriffen wurde, so daß sie den Rückzug antreten mußte. Beim Abfliegen wurde der Schwarzfrack aber sofort von den Seeschwalben umringt, so daß er trotz verzweifelter Anstrengungen weder in die Höhe, noch seitwärts dem Ufer zufliegen konnte. Immer tiefer wird dessen Flug und schon erreichen die Flügelspitzen das Wasser. Noch einige Meter und die Krähe plumst ganz hinein. Während diese mit immer schlapper werdenden Flügelschlägen den Rhein hinunter in den Tod treibt, stiegen die Seeschwalben mit lauten „Girr girr“ in die Höhe, rütteln eine Zeitlang über der Insel und lassen sich senkrecht auf die Brut nieder.

*

* **Wenn ein amerikanischer Filmstern reist.** Die berühmte amerikanische Filmprimadonna Pearl White, die sich in den letzten Jahren in Paris aufgehalten hat, ist vor kurzem nach London gekommen, wo sie in einer großen Revue im Lyzeumtheater tanzen soll. Um Reklame für die illustre Dame zu machen, wurde ihre Reise von Paris nach London mit möglichst großem Aufsehen arrangiert. Auf dem Kanaldampfer hatte die Filmdiva einen eingefriedigten Bezirk auf Deck, um sich darauf zu bewegen, und sie wurde mit ihren 28 Reisekoffern von Dover nach London in einem Extrazug befördert, der die Aufschrift trug: Pearl White, extra engagiert für Norman Lees London Revue. Auf der Victoria-Station in London, wo große Vorbereitungen für ihre Ankunft getroffen waren, war ein gewaltiges Plakat aufgehängt: Hier wird die Ankunft von Pearl White erwartet. Der Filmstern erhält für die Tanzabende wöchentlich ein Honorar von 600 Pfund Sterling, das sind über 12 000 Mark, und die Direktion hat eine Versicherung über 100 000 Pfund Sterling abgeschlossen für den Fall, daß der Diva etwas zustoßen sollte. Man sieht, wenn es sich um das Vergnügen und die Sensation der Menschheit handelt, ist jede Summe da, auch in dem von Wirtschaftskämpfen heimgesuchten England.

*

* **Der Leierkastenmann mit Auto.** In der schwedischen Stadt Bengtsfors wurde ein Leierkastenmann angehalten. Bei näherer Untersuchung erwies sich, daß der Musikant ein eigenes Auto mit eigenem Chauffeur besaß. So kutschierte er auf den Dörfern umher und spielte Leierkasten, wobei er erzählte, er leide an Reißen und könne daher nicht gehen. Im Durchschnitt hatte er mindestens vierzig Kronen am Tage verdient. Das Auto hatte er für 1900 Kronen gekauft und bar bezahlt, und der Chauffeur erhielt außer der Verpflegung 30 Kronen die Woche. Als man ihn festnahm, hatte er mehr als 300 Kronen bar und ein Sparkassenbuch über 2000 Kronen in der Tasche. Aus verschiedenen Papieren ging hervor, daß er unter anderem einen Flug von Malmö nach Hesingborg gemacht hatte.

Lustige Rundschau

* Herr und Frau Neureich sitzen im Kino und sehen, wie ein furchtbarer Büffel schlammtriefend aus dem Sumpfe steigt. Da stößt Frau Neureich einen leisen Schrei aus. „Was hast du denn?“ fragt ihr Mann. „Nichts,“ sagte Frau Neureich, „mir fiel nur ein, ich habe dem Mädchen zu sagen vergessen, daß du heute abend baden wolltest.“

*

* **„Es regnet mir zu stark.“** In dem holländischen Städtchen Bussum erschien auf der Polizeiwache ein Mann mit einem Sack voll Tafelsilber und erklärte: „Ich bin in dieser Nacht in einer Villa eingebrochen und wollte heute mit meiner Beute nach Amsterdam, um sie dort zu verschärfen. Es regnete mir aber zu sehr. Bitte, behalten Sie also die Beute und mich hier.“ Die Polizei ging natürlich auf den seltsamen Wunsch des Einbrechers ein.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.